

Ich habe von Natur aus zwei Grübchen, die ich normalerweise so wenig wie möglich in Erscheinung treten lasse. Schon immer fand ich Grübchen gräßlich geziert, Gespreiztheiten dieser Art liegen mir ganz und gar nicht. Rosy aber machte von ihren Grübchen viel und gern Gebrauch. Lächeln sah man sie nur selten, weil das fürchterliche Geschöpf erstens nicht die Spur von Humor besaß und zweitens niemand ihr ein Lächeln wert war, am allerwenigsten ihr unglücklicher Ehemann – nachdem sie ihn endgültig festgenagelt hatte. »Auf ihren anmutigen Zügen lag ein gutartiger Ausdruck, aber kein Lächeln«, heißt es an einer Stelle über sie. Igitt! Als ob sie den Preis ihres Lächelns nach Sekunden berechnet. Und so übte ich mich denn privat darin, meinen Kopf auf dem langen Hals hin- und herzuwenden und meinen Mitmenschen – vor allem jenen männlichen Geschlechts – andeutungsweise meine Grübchen zu zeigen. Es war hochinteressant zu beobachten, wie anders die Reaktion auf diese Technik ausfiel, als wenn ich mich ganz normal benommen hätte. Schon die neue Frisur bescherte mir reihenweise ebenso unerwartete wie unerwünschte Begegnungen mit Unbekannten. Männer sprachen mich in Bussen und Bahnen an, fragten, ob sie mich nicht im Fernsehen gesehen hätten, wollten mich im Pub auf einen Drink einladen. Ich war fasziniert und verstört zugleich von diesem anderen Ich, das ich unfreiwillig übernommen hatte, und fragte mich (beklommen und umgetrieben von abergläubischen Ängsten), ob Rosy nach und nach wohl ganz von mir Besitz ergreifen würde. Bei Plato steht irgendwo etwas Derartiges, Mascha hat es mir mal erzählt.

Wenn Mascha noch lebte ... Aber sie war nicht mehr da.

Anfangs hatte ich Rosy ganz objektiv gesehen und mich nur so weit wie möglich in sie einzuleben versucht. Dann wurde sie mir verhaßt, weil ich sie so gut kannte, weil sie so niederschmetternd erfolgreich war. Und zum Schluß tat sie mir leid, weil dies arme, eigensüchtig-oberflächliche Ding nie zufrieden war, sich, wie im Märchen vom Fischer und seiner Frau, immer das wünschte, was sie nicht hatte, und dabei noch einem anständigen Mann das Leben kaputt machte. Da aber stand sie mir schon wieder näher – wie eine gute alte Bekannte, an die man sich mit all ihren Schwächen gewöhnt hat.

Es gab viele Gründe für die Besessenheit, mit der ich mich auf die Rolle warf. Es war meine erste große Chance. Etwas in dieser Größenordnung hatte ich noch nie gemacht, und ich sah darin eine aufregende Herausforderung. Auch die anderen Schauspieler – alle so viel prominenter, routinierter, professioneller als ich – gaben mir Auftrieb. Es war wie bei einem Match gegen Tennisgrößen: Das eigene Spiel kann dabei nur besser werden.

Mit zwei Kollegen verstand ich mich besonders gut. Nol Domingo spielte den Will, eine Art zweiten Helden in der verwickelten Handlung. Er war schwul, so daß der Umgang mit ihm komplikationslos war, ein gutaussehender, südländischer Typ, schlagfertig, privat sehr unterhaltend und ein hervorragender Schauspieler. Er brachte lange Theatererfahrung mit, hatte am *National Theatre* Shaw und Shakespeare gespielt, dies war seine dritte oder vierte große Fernsehrolle. Ich lernte viel von ihm in den Szenen, in denen er mit mir flirtete und mich dann zornig zurückweisen mußte. Meine zweite große Stütze war Sophie Pitt, eine nicht mehr ganz junge Schauspielerin mit einer guten Nebenrolle als aristokratisch versnobte Pfarrersfrau mit scharfer Zunge. Sie

hatte dieses phantastische Flair der verlebten Tragödin, das so gut zu der Rolle paßte, und während der wochenlangen Proben bekamen wir die größte Hochachtung vor ihrem hervorragenden, nie in den Vordergrund drängenden Spiel und ihrem gütig-gescheiten Wesen. Sie verstand es, die Gruppe zusammenzuhalten, aus einer zusammengewürfelten Schar, die nur hin und wieder, in unregelmäßigen Abständen, zusammenkam, eine Gemeinschaft zu machen. Die Handlung von *Rosy und Dodo* lehnt sich an den Roman *Middlemarch* von George Eliot an, eine gemächlich erzählte Geschichte über die standesbewußte viktorianische Provinzgesellschaft, in der Landadel und Handeltreibende ebensowenig miteinander verkehrten wie Handeltreibende und freie Berufe – oder freie Berufe und Landadel, es sei denn, man hätte diese in beratender Funktion zugezogen. Aufgrund dieser Konstellation verläuft die Handlung eine ganze Weile innerhalb mehrerer geschlossener Gruppen, die erst im letzten Viertel der Geschichte zueinander finden. Nur eine Figur, mein Mann, der Doktor – wohlgeboren, aber nicht mit Wohlstand gesegnet – bewegt sich ungehindert in allen drei Bereichen und sorgt für die Querverbindungen zwischen ihnen. Besagten Ehemann spielte ein ziemlich schweigsam-trüber Typ namens Mike Fourways. Mike war ein begabter Schauspieler, unsere Szenen liefen problemlos, aber privat blieb er mir völlig fremd. Man kam einfach nicht an ihn heran. Nur mit einem aus unserer Clique ließ er sich überhaupt in Gespräche ein, mit dem Darsteller, der Dodos Mann spielte. Dieser Kollege war entschieden der Berühmteste unter uns und hatte den Hamlet in allen größeren Städten der Welt gespielt, einschließlich Kathmandu.

So steigerte ich mich also nach Kräften in die Rosy hinein und schrieb muntere Briefe an Fitz – allerdings nicht zu oft und sorgsam darauf bedacht, nicht den Eindruck zu erwecken, daß ich schreckliche Sehnsucht nach ihm hatte.

Die Dreharbeiten dauerten länger als vorgesehen, teils wegen des Elektrikerstreiks, teils wegen der Jahreszeiten. Die Außenaufnahmen spielten im Winter, Frühjahr und Sommer. Wegen des Streiks ging uns ein Stück Sommer verloren, so daß wir die fehlenden Szenen erst im folgenden Jahr drehen konnten. Benötigt wurden wechselnder ländlicher Hintergrund, eine Farm, eine Dorfkirche und Behausungen jeder Art, vom Herrensitz bis zur bescheidenen Kate. Hierfür hatte Lord Fortuneswell, erst unlängst in den Adelsstand erhoben, mit gewichtiger Stimme im Vorstand von *Pyramid TV*, stark engagiert in der staatlichen Kunstförderung und Besitzer eines kleinen, aber feinen Verlages, uns freundlicherweise seinen Herrensitz in Dorset zur Verfügung gestellt.

Genaugenommen hätten wir die Außenaufnahmen in den Midlands machen müssen, aber einem geschenkten Herrensitz schaut man nicht ins Maul, und Knoyle Court mit seiner unverbindlichen Queen-Anne-Architektur hätte praktisch überall stehen können und war für unsere Zwecke durchaus geeignet. Der dreißig Morgen große Besitz umfaßte eine Kirche, ein Dörfchen mit Häuslerkaten und zwei Farmen, und über all das konnten wir dank Fortuneswells Großzügigkeit frei verfügen. Die Gartenanlagen mit den hohen Eibenhecken, Plattenwegen und Terrassen paßten sehr gut in unser Konzept. Ich persönlich fand sie zu düster, aber um zweihundertjährige ererbte Eiben gleich zu Dutzenden fällen zu lassen, muß man wohl sehr heldenmütig veranlagt sein. Lord Fortuneswell selbst war nicht zugegen, was uns größeren Komfort und mehr

Freizügigkeit bescherte. Er war zu den Antipoden gereist, um Verhandlungen wegen der Übernahme eines Pressekonzerns zu führen, demnach gehörte er zu diesen umtriebigen Managertypen, die ständig Ausschau nach neuen Möglichkeiten zur Mehrung ihrer Millionen halten.

»Wie ist er denn so?« fragte ich Sophie Pitt, die ihn kannte, weil *Mein Stichwort*, die Erinnerungen aus ihrem Theaterleben, bei seinem Verlag, *Obelisk Press*, herausgekommen waren.

Sie zog das Kinn ein, das ist so eine Angewohnheit von ihr, und sah tiefsinnig an ihrer langen Nase und den stark geröteten Wangen mit den hohen Backenknochen herunter.

»Sehr unaufdringlich«, sagte sie nachdenklich. »Auf den ersten Blick würde man ihn nie für einen Millionär halten. Er hat etwas Fanatisches an sich – ein fanatischer Landjunker, der sich der Erhaltung der Dachse oder dem Schutz des Kleinen Bläulings verschrieben hat. Zumindest –« fügte Sophie hinzu, der niemand so leicht etwas vormachen kann, »– ist das der Eindruck, auf den er aus ist. Cordsamanzug, offenes Hemd, Abenteuerstiefel. Er sieht aus wie zweiunddreißig, in Wirklichkeit ist er wohl älter, aber im Vorstand von *Pyramid TV* gilt er immer noch als Wunderknabe. Wenn man genauer hinsieht, merkt man, daß der Cord erste Qualität ist und die Stiefel handgenäht sind. Er sieht aus, als ob er seine Tage mit der Züchtung seltener Orchideen verbringt.«

»Und wie verbringt er wirklich seine Tage?«

»Mit gezielten Bemühungen, noch mehr Geld zu machen«, sagte Sophie.

»Wahrscheinlich würde er dir trotzdem gefallen. Das hat er so an sich.«

Fitz würde ihn auf den ersten Blick durchschauen, dachte ich. Fitz hat eine sehr dezidierte Meinung zu Millionären.

Knogle Court machte einen durchaus ansprechenden Eindruck: Keine Protzerei mit Chippendale und Romney-Gemälden, sondern gemütlich-rustikales Mobiliar und harmlose Aquarelle aus dem vorigen Jahrhundert, von denen viele die Damen des Hauses selbst gemalt hatten. Ich erfuhr, daß der Besitzer sich dort so gut wie nie aufhielt. Er hatte ein Penthaus in Battersea, ein Chalet in der Schweiz, einen Palazzo in Florenz und eine Jacht. Das Haus in Dorset hatte ihm ein Freund vermacht, es war eine dieser unvermuteten Erbschaften, die immer ausgerechnet Millionären in den Schoß fallen. Hinterlasse mir jemand einen Herrnsitz in Dorset, so müßte ich mein ganzes Leben umkrepeln, um die Erbschaft anzutreten, aber er hat wahrscheinlich kaum etwas davon gemerkt. Dabei war es ein stattliches Haus, ein Haus mit Charakter, mit dem ich mich durchaus hätte anfreunden können. Außerdem war es nur gut dreißig Kilometer von Yetford entfernt, wo ich den späteren Teil meiner Kindheit verbracht habe. Als einmal vormittags Dodos Szenen gedreht wurden und man mich nicht brauchte, borgte ich mir Sophies *Mini-Cooper*, unternahm eine wehmütige kleine Pilgerfahrt zu dem großen Pfarrhaus aus dem 19. Jahrhundert, in dem wir gelebt hatten, und sagte noch einmal der Asche meiner Mutter Lebewohl.

Auf der Rückfahrt machte ich den Umweg über Dorchester und hielt am Ludwell Hospital, um mich nach alten Freunden und Feinden zu erkundigen. Aber nach siebzehn Jahren war das Krankenhaus kaum wiederzuerkennen, und das einzige vertraute Gesicht war das von Kerne, dem Pförtner. Die Fluktuation beim Krankenhauspersonal ist enorm,

weil die Arbeit so anstrengend ist. Selbst Schwester Coverdale, mein altes Schreckgespenst, war nicht mehr da, sie war zur Oberin einer großen modernen Klinik in Bournemouth avanciert, berichtete Kerne.

»Hunderte von Krankenhausfällen haben die in Bournemouth, weil da immer die alten Schachteln hinziehen, wenn ihre Männer pensioniert werden oder sterben«, erzählte er genüßlich, »deshalb gibt's dort haufenweise eingebildete Kranke.«

»Na, da ist ja Schwester Coverdale in ihrem Element.« Ich hatte noch ihre Stimme im Ohr, eine Stimme, in der hemmungsloser Zorn zitterte: »Aus Ihnen wird nie eine ordentliche Krankenschwester, Smith, und wenn Sie bis zum Jahr Zweitausend hierbleiben. Also ehrlich, in welchem Beruf Sie überhaupt was werden könnten, ist mir schleierhaft, aber eins steht fest: Mit der Krankenpflege hätten Sie's nie probieren dürfen.«

Sie meinte meine Auflehnung gegen die strengen Regeln auf der Kinderstation. Kranke Kinder, pflegte Schwester Coverdale zu sagen, brauchen strikte Disziplin, sonst können sie nicht ordnungsgemäß behandelt werden. Vielleicht hatte sie recht. Kinderstationen sind Dressurplätze für Lernschwestern: Wer es dort aushält, kommt überall zurecht. Es stellte sich heraus, daß ich es nicht aushielt. Wegen der aus meiner Sicht unmenschlichen Zustände, der hanebüchen dickfelligen Unbeweglichkeit lief ich mit einer permanenten Wut im Bauch herum. Wenn ich nicht gerade in Ohnmacht fiel.

»Ach je, Smith ist schon wieder umgekippt«, hörte ich mit schöner Regelmäßigkeit, wenn ich auf den hellgrünen Plastikfliesen zwischen Chrombeinen und Gummirädern wieder zu mir kam. Smith nannte ich mich damals, weil sich an Mars-Smith das Personal vermutlich die Zunge verrenkt hätte. Am Theater allerdings ist mit Cathy Smith kein Blumentopf zu gewinnen, da kann man sich gleich Miss Pünktchen-Pünktchen nennen, außerdem hatte ich, als ich mich damals bewarb, in der Schauspielergewerkschaft noch ein halbes Dutzend Namensschwestern, deshalb griff ich für die Bühne auf Maschas Mädchenname zurück und nannte mich Cat Conwil.

Merkwürdigerweise bin ich seither nie wieder ohnmächtig geworden.

So froh ich alles in allem auch über mein Entkommen war – daß ich mich in der Krankenpflege nicht bewährt hatte, tat mir leid und war mir peinlich, denn vom Fach her interessierte sie mich, und die Prüfungen waren kein Problem. Papa wäre wahrscheinlich enttäuscht über mein Versagen gewesen, aber er hatte sich inzwischen in sein eigenes Reich zurückgezogen und die Brücken zu seinen Mitmenschen abgebrochen.

Angefangen hatte es mit dem blamablen Zwischenfall in der Kirche von Yetford. In dem Moment, als er eigentlich mit einem seiner nur um das eigene Ich kreisenden Sermonen hätte beginnen sollen, fing er an, sich langsam und ungeschickt seiner klerikalen Insignien zu entledigen. Dann zog er vor den verstörten Augen seiner kleinen Gemeinde Hemd, Hose und das teure Thermohemd aus, ohne das Mascha ihn nie aus dem Haus gehen ließ. Danach die dicken Socken und die lange Thermo-Unterhose. Und dann ... nein, kein Wort weiter. Es war zu fatal, zu erschrecklich, zumindest für die Gemeinde. Mascha reagierte glücklicherweise abgeklärt. »Laß doch die Leute reden«, lautete eine ihrer Maximen. Schlimm war es für sie, daß sie sich von dem stillen,

geräumigen Pfarrhaus von Yetford und dem Platz mit den Blausternen unter der Zeder trennen mußte. Sie zogen in eine elende kleine Bruchbude am Rande von Reading, finanziert zu einem Teil von einer obskuren Stiftung zur Unterstützung kranker und mittelloser Geistlicher, zum anderen Teil von mir. Papa bekam nichts davon mit. Inzwischen meinte er auf einer einsamen Insel zu leben. »Es ist sehr rücksichtslos, mich just in dem Moment zu rufen«, sagte er aufgebracht, »da ich in die Betrachtung des unendlichen Ozeans vertieft war.« Manchmal schienen es die Bermudas zu sein, manchmal die Ionischen Inseln. Mascha lachte gutmütig darüber, aber ich spürte, wie es sie traf, daß er gerade diesen bizarren Weg der Befreiung gewählt hatte. Sie wäre so gern gereist, hatte sich immer gewünscht, Delphi, Rom, Santiago zu sehen, aber als es ihm noch gut ging, hatte er so viel zu tun gehabt, daß er sich nicht freimachen konnte, und später verboten sich Reisen bei ihren beschränkten Mitteln von selbst.

Mascha verlangte es nach unberührt-wilder Natur. Sie war in den walisischen Bergen aufgewachsen, und deshalb galt ihre Sehnsucht den Rocky Mountains, den Anden, dem Ural, dem Himalaya. Eine der Postkarten, die in ihrer Küche im Messerhalter steckten, zeigte ein Bild des Amerikaners Bierstadt, ein Werk aus dem 19. Jahrhundert, einen majestätisch aufragenden Berg, schneebedeckt und dicht bewaldet (Tascha hatte die Karte von einer ILO-Konferenz in New York mitgebracht). Ich erinnere mich gut an den Stoßseufzer meiner Mutter: »Was meinst du, ob es den überhaupt noch gibt?«

Ich konnte sie gut verstehen. Heutzutage ändert sich alles so schnell. Du kehrst an eine Stätte zurück, die du kennst, und siehe da, sie ist abgerissen und ausgebeint, und über ihrem Grab sind Wolkenkratzer hochgewachsen. Du bist zutiefst verunsichert und hast das Gefühl, so könne es mit allem gehen, was dir lieb und teuer ist. Angenommen, du greifst nach dem *Hamlet* und mußt feststellen, daß man ihn völlig umgeschrieben hat, ausgeschlachtet und umgebaut wie die Innenstadt von Worcester, daß das eigentliche Stück für immer verloren ist? Welch Alptraum!

»Wenn ich einen Wagen hätte«, flüsterte Mascha sehnsüchtig, »und wenn ich Auto fahren könnte, würde ich mich einfach hineinsetzen und losfahren, immer weiter, ohne anzuhalten ...«

Ich glaube, das war das einzige Wort der Auflehnung, das ich je von ihr gehört habe.

Ich wußte – obschon nie darüber gesprochen wurde –, daß sie zutiefst enttäuscht war, als Papa die Medizin an den Nagel hängte und sich der Kirche zuwandte. Nichts war ihr mehr zuwider als Vergeudung. Ich hatte irgendwie die verquere Vorstellung gehabt, durch meine Ausbildung zur Krankenschwester hier vielleicht einen Ausgleich schaffen zu können. (Wer aber kann entscheiden, ob es vor Gott verdienstvoller ist, einen Bentley zu fahren und jeden zweiten Tag einem Patienten den Bauch aufzuschneiden, oder jeden Sonntag vor fünf rheumageplagten alten Weiblein in einer feuchten Dorfkirche eine Predigt zu halten ...?) Nach meinem zweiten Krankenhausfiasko zog ich nach London, jobbte im Kaufhaus und stellte fest, daß es kein Problem ist, sich seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Man muß sich nur ins Zeug legen, und das tat ich, weil ich Geld an Mascha schicken mußte. Und dann geriet ich allmählich in Theaterkreise. Ich entdeckte die Möglichkeit, mir ein Zubrot durch Modellstehen in Kunstschulen zu verdienen, eine Freundin am Slade empfahl mich für eine